

Junge Heilkundige: Hellgelb das gemeine Leinkraut – auch die inzwischen 13jährige Tochter erkennt das 'Schöllkraut'; oft haben wir die Stengel gebrochen: dann träufelt heraus ein orangegelber Saft, und ich höre das gleichaltrige Nachbarsmädchen sagen: "Des demmer immer auf die Warzn. Des hilft."

Fremder Hund: Plötzlich, auf dem Kirchhof, knurrt der Hund 'Stalin'. Noch immer ist er da. Einer der Dorfbewohner ist gefallen "bei Salino". An die Hitlerzeit erinnert nur, wortlos, ein Stahlhelm am Birkenkreuz.

Kleines Mißgeschick: Man paßt ja nicht immer auf ... Jedenfalls schellte mitten in der Woche das Telefon – das alte Lied: niemand

im Dorf kann in unser Haus, und die Nachbarin hätten ganz aufgebracht gesagt, daß schon seit Tagen am Fenster im oberen Stock eine Katze sitze ... Also fährt jemand am Abend hin, hat den falschen Schlüssel, kehrt um, befreit die Katze, richtet das Durcheinander wieder her, und die andere Nachbarin, die sich schon ein wenig gewundert hatte, daß die Katze so lange ausgeblieben sei, sagte als erstes und einziges: "Hat's gwiß alles vollg'schissn?"

An der Angel: "Die – mit ihre finnährischn Finger..." Ach, ging mir doch der Antwortfisch an die Angel; ich weiß nicht, was soll das bedeuten, Frau Metzgerin...

Klaus Gasseleder

Der Weg zurück (Teil II)

Tagebuch einer Rückkehr nach Franken (1992)

Mittwoch, den 18. 3.

Stallinstinkt. Wieder habe ich die geplante Strecke geändert. Je näher ich dem Ziel komme, desto stärker das Bedürfnis, es einen Tag schneller zu erreichen. Da traue ich mir auch Tagesetappen um 40 km zu. Da empfinde ich es als Hemmnis, daß ich erst um viertel neun losgehen kann, in den touristisch geprägten Orten gibt es eher kein Frühstück. Urlaub zu haben, scheint für viele Menschen vor allem zu bedeuten, mal ausschlafen zu können.

Die Sonne schickt sich an, den Nebel zu durchdringen, aber es ist kalt. Reifkristalle decken die Wiesen. Nach der ersten Wegbiegung wird vor mir der Heidelberg sichtbar, eine Kurve weiter ist im Westen auch die Wasserkuppe auszumachen. Nun also haben die Berge ihre Namen für mich, sind auch ohne den Blick auf die Landkarte Orientierungspunkte, Punkte der Kindheitserinnerungen, Schauplätze der Erzählungen von Verwandten, Nachbarn und Freunden.

Auch Batten beherbergt die bunten Madonnen und Heiligenfiguren des Fuldaer Lan-

des. In allen Dörfern, durch die ich komme, hängen an kleinen noch kahlen Bäumchen in den Vorgärten schon bunte ausgeblasene Ostereier, Symbol des Frühlings oder bloß nachäffender modischer Brauch wie viele Bräuche heutzutage? Nun steige ich auf bis zu einem der Hangwege oberhalb des Tals, die ich so liebe. Ich fühle mich wohl zwischen Gipfeln und Tälern, den Blick abwechselnd nach oben und nach unten gerichtet. Die Wiesen und Dörfer im Tal liegen im morgendlichen Dunst, die Höhen darüber sind schon von der Sonne ins grelle Licht getaucht.

Bei Thaiden führt mich der Weg wieder hinunter ins Tal zur Bundesstraße. Dort steht ein alter obeliskförmiger Stein an der Straße, der die Entfernung nach Hilders, Bischofsheim und Neustadt in Wegstunden für Fußgänger angibt. 10 Stunden nach Neustadt, 4 3/8 Stunden nach Bischofsheim, 1 2/8 Stunden nach Hilders. Etwa 4 km für eine Stunde dürfte zugrundeliegen, rechne ich. Der Stein zeigt mir, daß einst das Maß des Gehens als das eigentlich natürliche Maß Gültigkeit hatte, wenn auch schon versehen mit dem

Siegel des Exakten, des Berechenbaren. Ich stelle mir vor, heute im Ort jemanden zu fragen, eine alte Frau vielleicht in schwarzer Kleidung und dem heimischen Kopftuch, wie weit es nach Neustadt wäre, und bin mir sicher, auch sie würde mir die Kilometerzahl nennen oder die Autofahrzeit ihres Schwiegersohns oder Enkels.

Dann komme ich auf einer alten Straße nach Wüstensachsen. Größer als der alte Ort ist das Neubaugebiet mit roten und den zum Glück langsam aus der Mode kommenden blauen Dächern. Immer mehr bekomme ich das Gefühl, nicht mehr zu bremsen zu sein, immer weiter laufen zu wollen. Ein Abkürzungsweg führt mich hinauf zur Hochrönstraße, über einen Schmelzwasser führenden Graben daneben wölben sich noch Schneereste. An den gegenüberliegenden Hängen hat die Sonne schon Risse in die Schneedecke gefräst, ein Schwarz-Weiß-Muster kleidet die Landschaft. Die Vögel in den Hecken und kleinen Wäldern veranstalten ein disharmonisches Konzert mit ihren Frühlingslockrufen, eine kleine behauste Schnecke versucht die Straße zu queren – als eine gemächliche, stets gefährdete Frühlingsbotin. Auch das Frühjahr kommt selten von einem Tag zum andern, gleicht darin meiner Annäherung ans Fränkische. Es gibt Tage, da mehren sich die Zeichen des Frühlings mitten in verschneiter Landschaft, dann bricht die Kälte ins Blütenmeer, und auf einmal ist er doch unwiderruflich da.

Je weiter ich in die Höhe gelange, desto höher klettert auch die Wasserkuppe aus den schwarzweiß gescheckten Vorbergen herauf, erst die Radarkuppeln machen den Berg eindeutig identifizierbar. Auch der rotweiß beringte Sendemast des Heidelsteins kriecht Ring für Ring aus dem Wald hervor. Bei meinem ersten Jugendrausch mit Rhöner Beerenwein hatte ich einst vergeblich versucht, die Ringe zu zählen; derartige Erinnerungen machen einem die Landschaft vertraut.

Die Rhönberge sind mir immer ein wenig fremd geblieben in ihrer Rauheit und Kälte, das war eigentlich nicht das Franken, das ich in den letzten Jahren für mich entdeckt hatte, nicht das südlich gestimmte Weinfranken.

Bald habe ich mit etwa 850 Metern den höchsten Punkt meiner Wanderung erreicht, quere den Saar-Schlesien-Weg, sicher kein Name, der Anfangs- und Zielpunkt eines Wanderwegs angibt, eher ein ideologischer Name aus politisch kälteren Tagen.

Hier oben stemmen sich nur wenige verküppelte, geduckte Bäume auf den grünbraunen, weißgefleckten Matten dem Wind entgegen. Tieferer Schnee und meine nur halbhohen Schuhe hindern mich am Aufstieg zum Heidelsteingipfel. Doch auch von der Straße reicht der Blick weit übers neblige Tal zur langen Kette des Thüringer Walds, davor dann steigen aus dem grauen Meer die beiden blauen Inseln der Gleichberge.

Nach der nächsten Abzweigung wird erstmals im Süden auch der Kreuzberg sichtbar, allein aufragend, südlicher Vorberg der Rhön. Lange galt er als deren höchster Gipfel, für mich war es der Rhönberg schlechthin, ihn konnte man bei klarem Wetter von der Heimatstadt aus erblicken, dorthin gingen die wenigen Rhönausflüge meiner Kinder- und Jugendzeit. In der Wohnung der Eltern hing ein naives Gemälde der Gipfelloandschaft mit den drei mächtigen Kreuzen, die längst von den Sendemasten zu unbedeutenden Statisten im Landschaftsbild degradiert worden sind. Ich bestaunte als Kind die braungekutteten Franziskaner, die in ihren Händen schwere Krüge des süffigen Klosterbiers schleppten, die mir fremde Welt der Wallfahrtsstationen auf dem Weg zum Berg, hörte die die kindliche Phantasie beflügelnden Landschaftsnamen "Steinernes Meer" und "Kniebreche". Nun haben die Mönche die Wirtschaft längst verpachtet, es herrscht unentwegt Massenbetrieb, Gegröhle und Geschrei gibts und lange Schlangen am Selbstbedienungsschalter, das letzte Zugeständnis an den frommen Ort ist ein Branntweinverbot. Draußen blüht der Andenkenkitsch, überall stehen die Wechsler am Tempel – mittlerweile unheiliger Ort, aber vielleicht denke ich nur so, weil ich kein Christ bin.

Eine kurvenreiche Straße führt hinunter nach Ginolfs, Abkürzungswege verlaufen ins eintönige Weiß. Neben mir rauscht nun der Sönderbach, in dem sich die Schmelzwasser gesammelt haben, fließt hinunter zum, oder

heißt es, zur Elsbach, von da in die Streu, die Saale, den Main. Bislang bin ich stets alle Flüsse entgegen ihrer Laufrichtung gegangen. Erst jetzt, wo ich den Kamm hinter dem Heidelberg erreicht habe, werden mich die Bäche auf meinem Weg Richtung Main begleiten. Bin ich erst jetzt hier am Scheideweg? Ich reiße ein Blatt aus meinem Notizbuch und werfe es zerknüllt ins Wasser, ein Schiffchen auf dem Weg zum Main, eine letzte Flaschenpost nach Hause, doch es verfängt sich, wie eigentlich erwartet, sogleich am nächsten schneebedeckten Zweig.

Von einer von der Sonne trockengeleckten warmen Bank läßt sich's hinunterblicken ins Tal, nach Ginolfs und Sondernau und weiter auf die jenseits gelegenen thüringischen Rhönberge. Ein Picknick im Schnee ließe sich hier denken, doch zum Essen meiner Vorräte fehlt es mir an Flüssigkeit, der Durst ist quälend nach dem langen Aufstieg. In Ginolfs finde ich keine geöffnete Wirtschaft, auch der Dorfladen hat schon Mittagspause. Nicht anders ergeht es mir in Weißbach. Auf dem Weg nach Wegfurt komme ich dem Kreuzberg immer näher, bald sehe ich auch das alte bekannte Bischofsheim unten liegen, Holzschnitzerstädtchen, einst Endstation der Bahn, die lange schon durch einen Bus ersetzt ist. Ich erinnere mich an Bilder von Landschaften, an denen die Züge meiner Kindheit vorbeigefahren sind, an die Namen der Stationen, an einzelne Ausblicke. Welche Bilder werden die Kinder unserer Zeit ihr Leben lang mit sich tragen?

Schon lange vor Erreichen des Orts sieht man die Wegfurter Kirchturmspitze über den Hügel hinwegragen. Diese neugierigen Kirchturmspitzen hinter den Hügeln sind ein Teil meines Frankenbilds, seit ich genauer hinzusehen gelernt habe. Sagt man vielleicht deshalb bei uns, es spitze jemand, wenn er irgendwo neugierig hervorschaut. Dann wird das jenseits der Brend liegende Neubaugebiet sichtbar, erst ganz am Schluß das alte Dorf im Tal. Auch in Wegfurt bekomme ich nichts zu trinken, der Laden hat mittwochs geschlossen, die Wirtschaft nachmittags, ein schlechter Tag für Wanderer.

Der Weg nach Schönaue führt über einen Trockenhügel, der auf beiden Seiten von

Hecken und Bäumen bestanden ist. Auf der Höhe des Wegs fällt mir die Inschrift eines Jesus-Bildstocks auf, ein Kruzifix aus der Nazizeit könnte es fast sein, ein deutscher, ein soldatischer Jesu. Statt eines Bibelverses jedenfalls ist zu lesen: "Er war gehorsam bis zum Tode am Kreuze". Darunter aber viel kleiner und zweideutig: "Verschone uns, o Herr, vor Pest und Hunger. Erlöse uns vom Krieg. 1940/1982".

Unterhalb des Kirchhügels parken Autos. Aus der Friedhofshalle ertönt das Lied vom Alten Kameraden, eine Mannesleiche wird eingesegnet. Der unbekannte Tote möge es mir verzeihen, wenn in mir nun die Hoffnung keimt, daß irgendwo im Dorf ein Gasthaus zum Leichenschmaus geöffnet hat und ich bei dieser Gelegenheit meinen Durst stillen kann. Die Hoffnung trügt nicht. Ich stürze zwei Radler-Halbe hinunter, noch bevor die Trauergesellschaft sich an die bereitgestellte Kaffeetafel setzt.

Donnerstag, den 19. 3.

Um 6 Uhr schon nehme ich den lauwarmen Kaffee aus der Thermoskanne ein. Dazu hat man mir Brote mit Hausmacher-Wurst, dick belegt und in Alufolie gewickelt, mit aufs Zimmer mitgegeben. Noch bevor es Sieben läutet, breche ich von Burgwallbach aus zur längsten Tagesetappe meines Wandererlebens auf. Mein Weg geht ständig aber bequem bergauf. Der Wald, den ich durchquere, ist von pädagogischen Tatern in eine autoritäre Schultube verwandelt worden. "Wald ist Gottesgabe" heißt es gleich am Anfang oder "Erhalte den Wald. Die Kinder zahlen die Zechen". Gleich wird noch eins draufgesetzt "Gute Menschen – sauberer Wald". Ganz schlimm wird es bei der "Bildeiche". Nicht mal die Eiche selbst, die mit Marienbild, einem Hubertus- und Franziskusbild ausgestattet ist, bleibt von den mahnenden Holztäfelchen verschont "Wald ist Gabe Gottes. Denke immer daran. Ruhe und Entspannung" heißt es da. In ihrer Umgebung geht es im Befehlston weiter "Liebe die Natur! Zerstöre sie nicht!". "Der Wald dient seit Urzeiten der Menschheit. Wir brauchen den Wald!" Eine ganze Reihe weiterer Bäume tragen solche

Täfelchen. Obwohl ich kein Freund nationaler Vorurteile bin, kommt mir das "Typisch Deutsch" ganz geläufig in den Sinn bei so viel Oberlehrerhaftigkeit.

Ab halb acht kriecht die Morgensonne immer stärker aus dem Dunst, ununterbrochen geht das Gezitscher der Vögel, und doch nimmt man es nur von Zeit zu Zeit wahr, ist die übrige Zeit abgelenkt. Wie sehr Eindrücke gefiltert werden, habe ich erst beim Abhören meiner Diktaphonaufnahmen gemerkt. Da war so oft ein Zitschern, aber auch die dumpfen Stimmen der Autos zu vernehmen, die im Original nicht bis in mein Bewußtsein vorgedrungen waren.

Nach dem Austritt aus dem Wald sieht man Steinach mit dem hohen schlanken Kirchturm im Tal liegen. Längs des Weges sind metallene schwarzgestrichene Kreuze aufgereiht. An ihren in drei Rundungen auslaufenden Enden hat man Blüten aufgemalt, in den Schnittpunkten der Balken bunte, von Wundmalen gezeichnete Füße oder durchstochene Schwurhände. Bluttrünstige Darstellungen sind keine Erfindungen der Comics und Horrorfilme unserer Zeit. Dornengekrönte Häupter voll Blut und Wunden, von Pfeilen durchbohrte Weichteile, abgeschlagene Köpfe, blutige Male finden sich seit ewigen Zeiten in katholischen Landen. Ob sie ohne Einfluß auf die empfindlichen Seelen der Kinder geblieben sind, bleiben sollten?

Ein Bildstock verkündet "Gott zum Dank für unsere Rettung. 8/9. 4. 1945". Eine Tafel an der Kirche weiß Näheres, berichtet von der Zerstörung fast des gesamten Dorfes in den letzten Tagen des Kriegs. Sinnlose Opfer. In der erneuerten Kirche hängt über dem Altar ein Riemenschneider-Kruzifix mit kispeldünnen Armen, einem schmerzgezeichneten fast altgewordenen Gesicht. Daß in diesem Dorf einst ein Drittel der Bevölkerung Juden waren, hat mir erst W. G. Sebalds Roman "Die Auswanderer" erzählt.

Ist die Saale überquert, steigt steil der Weg bergauf, die Burg Steineck bleibt im Wald verborgen, das Dorf Windheim lasse ich links liegen, dahinter gleich an einem Kiefernstamm ist ein kleines Bild von Maria und Josef genagelt, an einer Grotte mit puppen-

ähnlich glänzender Marienfigur führt der Weg vorbei. Nie war mir früher die Vielzahl dieser Bildstöcke und Kruzifixe aufgefallen, nie hatte ich die sich stets wiederholenden Texte gelesen. Passionstexte, Leidenstexte, Schmerzensmienen. "Nie habet ihr ein Leiden gesehen, das größer wäre als meines", heißt es, soll es eigenes Leiden vergessen lassen, im guten und im bösen Sinne? Trost oder Aufforderung zur Schicksalsergebenheit? Ein Ethnologe, der in Franken Studien triebe und diese Bilder sähe, würde er nicht von einer Leidensehnsucht des Volkes sprechen?

Das Dorf Haard windet sich wie ein Balkon um einen Hang herum. Trotz der kühleren Witterung bin ich ins Schwitzen geraten. Ein erster Tiefpunkt ist erreicht, aber erst in Nüdlingen ist die Hälfte des Weges geschafft. Von der Anhöhe hinter der Kirche mit ihren scheußlichen Glastüren im metallenen Rahmen hat man einen freien Blick auf das wolkenverhangene Rhönpanorama von der Platzer Kuppe über die Schwarzen Berge zum alles beherrschenden runden Kreuzberg, in derselben Anordnung, in der man es bei sehr klarem Wetter von der Heimatstadt aus sehen kann. Der Gegenhang hinterm Tal: ein typisches Trockenrasenstück mit Wacholderbäumchen dazwischen, über mainfränkischen Kalksteingrund führt auch hier mein Weg. Bald wird hier oben die Küchenschelle wachsen, denke ich, meine fränkische blaue Blume. Ein paar mal habe ich sie im Norden in den Garten gepflanzt, doch überlebte sie nie das Jahr ihrer Blüte.

Ein letzter Anstieg, es beginnt zu tröpfeln, doch sind die Fahrgeräusche der Bundesstraße schon recht nahe. Hinter dem Wald kriechen die Fahrzeuge mit lautem Motorgeräusch die lange, kerzensgerade Steigung empor, die wir Himmelsleiter nannten, auch ein geheimnisvolles Kinderwort. Um halb eins bin ich schließlich an der "Schwarzen Pfütze" angelangt, dem alten Gasthaus an der Straße. Hier esse ich erstmals seit langem wieder fränkische Bratwürste mit Kraut.

Das Leeregefühl im Bauch hört auf, ich fühle mich wieder munter, als ich mich nach einer knappen Stunde auf den letzten Wegabschnitt mache. Ich haste eher vorwärts, als daß ich gehe. Die Ortsnamen sind mir nun

allesamt vertraut. Eine Karte ist nicht mehr nötig. Über einen langgestreckten, felderbedeckten Hügel führt mein Weg. Von einem Modellflugplatz dringt ein leises Brummen herauf, die Lerchen, die über den Feldern schwirrend stehen, zeigen ebenfalls und besser noch ihre Flugkünste, indem sie an der Stelle verharren. Bewegung, um stillzustehen, nicht zu fallen.

Im Tal bezeichnet ein Schild bei einem gefaßten Brunnen die Quelle der Wern. Doch es hat wenig geregnet in diesem Winter, auch unterhalb der Quelle liegt das Bachbett noch trocken, doch ein paar Kilometer südlich nur ist der Bach bereits nicht mehr ohne Brücke überquerbar. In einer kindlichen Mutprobe mußte ich einst das Flüßchen auf einem Trommelwehr überqueren, dessen genaue Lage ich nicht mehr erinnere, hier habe ich einst gelernt, was Angst ist, und das Gefühl ist mir bis heute geblieben. Auf ein paar trockenen Baumstämmen halte ich zum letzten Mal Rast. Erstmals fallen mir die großen, irreparablen Löcher in meinen lehmigen Schuhen auf. Hinter Pfersdorf öffnet sich ein stilles Wiesental, ein unwegsamer Aufstieg durchs wilde Gehölz führt mich dann nahe Maibach auf die letzte Anhöhe meines Wegs.

Von hier kann ich erstmals den Blick auf die Heimatstadt richten. Als erstes Gebäude ist das blaue Wohnhochhaus am höchsten Punkt der Stadt zu sehen, ansonsten liegt die Heimatstadt vor mir weitgehend im Nebel. Stolz waren wir Kinder und auch die Erwachsenen einst, daß wir nun auch ein Hochhaus hatten, eine richtige Stadt waren. Inzwischen sind es mehrere geworden, und unser Blick ist skeptischer gegenüber dem Allzugroßen geworden. Bald danach tauchen auch die Schornsteine der Fabriken aus dem Dunst und der weiße eckige Turm der dem Frankenapostel geweihten Kirche.

Der Weg geht über die noch nicht verbauten Felder, Reste der Kindheitswege auf unseren Sonntagsausflügen. Beim Brünnele hat man ein Stück der alten Straße als Parkplatz belassen, kurz bevor die neue als kerzengerade Rennstrecke in die Tiefe, ins nächste Dorf führt. Oft waren wir als Kinder die Straße gegangen, all die Kurven, mit der sie

sich die Hügel empor- und hinabgewunden hat, haben wir gezählt. Sieben waren es, glaube ich zu erinnern. Stattdessen nun ein tiefer Einschnitt in den Berg, eine Schlucht, ein Kanal, durch die die Autos sich hinabkatapultieren. Da ist kein Platz mehr für Fußgänger, ich balanciere auf dem schmalen grünen Streifen zwischen den Feldern und dem Abgrund, von hier oben schon wirken die Autos wie aufgezogen und ferngesteuert. Deren Fahrer aber wähen sich frei.

Als ersten Menschen in Stadtnähe treffe ich auf einen farbigen fahrradfahrenden US-Soldaten, der freundlich grüßt. Ich bin froh, daß mir die Angehörigen der US-Armee nicht in Form von Panzerkolonnen oder Horden von trabenden und Urschreie ausstoßender Fußsoldaten entgegenkommen, die frühmorgendlichen Schrecken einer Kindheit nahe der Kaserne.

Kurz vor Fünf habe ich die Stadtgrenze an der Baumgruppe erreicht, die man Seelenvater nennt. Die Geschichte vom Seelenvater ist schnell erzählt und so einzigartig nicht. Ein Leiter eines Waisenhauses hat Kinder betrogen, vielleicht auch geschändet, was die uns erzählte Kinderform der Sage ummantielt, und ist zum Tode durch das Schwert verurteilt worden, hat sich als letzten Wunsch ausbedungen, daß die Strecke, die sein kopfloser Körper zu gehen noch imstande sein wird, im Geviert abgemessen, und der so umgrenzte Acker seinen Hinterbliebenen übergeben werde. Am Rande aber sollen vier Lindenzweige gepflanzt werden. Und so geschah es. Dort auf der alten Richtstätte, dem Hügel weit draußen vor der Stadt, haben wir als Kinder oft verweilt, gespielt. Ein Ort der Ruhe war es noch, wenn nicht gerade die Panzer auf der Heeresstraße vorbeidonnerten. Hier konnte man die Blicke über die Stadt, über das Land schweifen lassen, von der Rhön bis zum Steigerwald. Ruhe? Dicht daneben verläuft die Bundesstraße, unterhalb liegt die Heeresstraße, und hinter der Stadt die monströsen Türme des Kernkraftwerks, die heute jedoch in der Dunkelheit untergetaucht sind. Auch stehen nur noch drei der vier Bäume. Die Geschichte stimmt nicht mehr. Der Zauber ist dahin, der Ort ist ein anderer.

Ich setze mich ein wenig nieder, vorbei zieht der Feierabendverkehr. Es ist noch trüber geworden und kalt. Ich kann nicht lange sitzen. Ein paar Minuten blicke ich nach vorne zur Stadt, doch die Müdigkeit erlaubt keine Gedanken und Gefühle. Alles fließt zu einem Brei zusammen. Das letzte Stückchen Wegs trotte ich durch die Gartenstadt, vorbei am Haus, in dem ich aufgewachsen bin, treffe zum Glück keine Bekannten, die mich aufhalten, mir Fragen stellen könnten oder sollte ich auf die Frage, woher ich käme, sagen: geradewegs aus Bremen?

Kurz vor sechs bin ich in meiner neuen Wohnung, wo ich erwartet werde.

Epilog

Schrittweise, wie ich mich entfernt hätte, kam ich wieder näher, begann Stück für Stück Franken neu zu entdecken, wanderte an vielen Ferientagen, Jahre, bevor ich an die endgültige Rückkehr dachte, durch den Steigerwald, die Haßberge, an Werktagen meist und mutterseelenallein.

Frankenland, Heimatland, Neuland. Die Fremde hat mich zum Franken gemacht, aus der Distanz habe ich sehen, fühlen hören, schmecken gelernt, was vielleicht fränkisch ist, was andernorts mir abgegangen ist. Ich begann jetzt erst Franken zu entdecken und zu lieben, blickte auf die goldgelben Weizenfelder, die je nach Jahreszeit braunen, grünen, gelben Weinberge mit den kleinen Häuschen dazwischen, die obstbaumbestandenen Wiesenhänge, die unzähligen Märkte an den Kreuzungen der Feldwege, sah die hinter den Hügeln hervorspitzenden Kirchtürme, die sich in sanfte Mulden duckenden Dörfer, die Dorfstraßen mit den senkrecht zur Straße stehenden Häusern aus graubraunen Steinquadern, die gemauerten Hoftore mit den vom Hauswurz bekrönten Steinpfosten. Ich hörte die fränkische Mundart der behäbig auf der Straße tratschenden Rentner und Hausfrauen, der wohlbeleibten Bürger in den Weinstuben, der ewig schimpfenden Mütter und brüllenden Fußballfans, und ich roch und schmeckte Federweißen, Zwiebelploetz, Gerupften, blaue Zipfel und selbstgemachte Klöße.

Manches davon hatte ich erst woanders entdecken müssen, lieben gelernt, im Elsaß

oder im warmen südlichen Baden, in der Toscana, in Weingegenden stets, bis ich es plötzlich wiedergefunden hatte, daheim in Franken. Und so ist mir auch ein wenig der Touristenblick geblieben auf die Landschaft, die ich so früher nicht erlebt hatte. Denn die kleinen Städtchen am Main und am Steigerwald, die Dorfstraßen, die goldfarbigen Weinberge, die warme Erde und die Luft und selbst den glattgestauten Main, alles das hatte es in meiner Kindheit so nicht gegeben, als die Familie allsonntäglich waldwärts gewandert war, denn Wald, das war Natur ihnen und Ersatz für den Gottesdienst, aber fränkisch, fränkisch war er doch eigentlich nicht.

Ich begann Lieblingsplätze, Lieblingsorte für mich zu finden, Territorien abzustecken, nicht um sie in Beschlag zu nehmen, sondern um mich dort einfach aufzuhalten, daheimzufühlen. Plätze habe ich gefunden, zum Sitzen und Lesen und Schreiben und zum Gucken in die Luft: die Halburg inmitten der Weinberge über Volkach, damals eine heruntergewirtschaftete fast vergessene Lokalität, gerade recht, um bei einem Schoppen an der Mauer lehnd zu lesen und zu schreiben; die Stollburg mit dem weiten Ausblick über die Weinberg-Monokulturen ins flächere Land. Meist waren es Anhöhen, von denen aus man ins Land schauen konnte. Aber in fast jedem Fernblick eingefangen ist auch immer wieder das monströse riesige Dampfvolken ausstoßende Kühlturmpaar von Grafenheinfeld, die Doppeltürme der fränkischen Barockkirche um vieles überragend, unübersehbar, so gar nicht fränkisch bescheiden, dahingestellt auf Ewigkeit. Noch habe ich mich nicht daran gewöhnt, möchte mich auch nicht damit abfinden.

Und ich begann die Heimatstadt zu entdecken, die nun eine andere für mich geworden war. Nicht an die neu in die Höhe gezogenen Bauwerke denke ich dabei, nicht an die neu entstandenen Lokale und Treffpunkte, auch vieles, was schon vor meinem Abschied dagewesen war, aber nicht in den Ausschnitt von Lebenswelt gehörte, den die Eltern, den wir Kinder bewohnt hatten, mußte ich neu entdecken. Den Frankenwein, die Weinstube, das bürgerlich Fränkische vor allem, verschlossen einst dem Arbeiterkind, dem heran-

wachsenden Bierfranken, dessen Lebensradius sich zwischen Schule und Sportplatz erstreckte.

Die Industriestadt macht einem das Wiederaneignen nicht leicht, nicht daß sie sich mir sperrte wie die Stadt im Norden, nun sie ist fürwahr keine Schönheit, ist fränkische Provinz, aber ohne die äußeren anheimelnden Attribute, aber auch ohne künstliche Nostalgiefassaden für die Touristen. Die Fachwerkhäuser, die alten Brunnen und stillen Winkel lassen sich an den Fingern abzählen. Was der Bombenhagel an Altem zurückgelassen hat, wird erst jetzt ausgeschält, wird neu auf alt hergerichtet und hat, so viel Mühe man sich auch gibt, immer etwas Zurechtgeschminktes an sich, etwas Unwirkliches, so als ob man zeigen wollte, seht her, nehmt mich, auch ich habe etwas zu bieten. Nein, niemand wird eine Liebesgeschichte über die Stadt schreiben, all die Bemühungen des Marketings um Tourismus werden vergebens sein, aber sollte man wirklich darüber traurig sein?

Nein, poetisch ist die Stadt nicht. Es ist und bleibt eine Stadt, in der gearbeitet wird und in der heute den Menschen die Arbeit verlorenzugehen droht. Aber die Arbeit ist heute weniger poetisch denn je. Selbst die Poesie des Hammerschlags ist im Zeitalter computergesteuerter Feinmechanik nicht mehr zeitgemäß.

Ja, der Zeitgeist meint es nicht gut mit der Stadt. Als Heranwachsende haben wir das erste Hochhaus, die ersten vierspurigen Straßen freudig begrüßt, wurde der Stolz auf die Werke der Industrie und ihr internationales Ansehen gepflegt, aber heute hat uns das Ausmaß der Technik Skepsis gelehrt. Skepsis gegenüber manchem, was neu entstanden ist in den Jahren der Abwesenheit. Das Kernkraftwerk vor den Toren habe ich schon erwähnt, und jede Rückkehr kann nur eine Rückkehr trotz dieses Monstrums sein. Und in der Stadt der monströsen Betonquader unweit der Reste des alten Walls und der übrigen Altstadtmauern, Sinnbild der protzigen Häßlichkeit. Lange schon hat man eine richtige Stadt sein wollen, kein Provinznest, war fortschrittsgläubig, industriegläubig, hat die zu eng gewordenen Stadttore schon vor mehr als 100 Jahren geschleift. Das Bewahren hat es hier

noch schwerer als anderswo. "Moderne Stadt mit alter Tradition", der Slogan der Stadtwerbung über viele Jahre hinweg: eine hilflose Formel für fehlende Identität. Dazu gehört vielleicht als Überkompensation zuweilen der Hang zu unangemessener Größe: die Neubauten, die großzügige Verkehrsplanung, die nun vielleicht und zum Glück am Geld scheitert, bevor man ihre Überflüssigkeit allgemein anerkannt hat.

Und doch ist es auch eine provinzielle Stadt. Nicht leugnen will ich die Provinz, will mich dazu bekennen. Tagelang bin ich aufgewacht, als morgens das Glockenläuten aus drei Kirchen über mich hereingebrochen ist, fremd wie der Gesang der Muezzine. Da waren sie nicht zu übersehen, waren nicht nur Klischee, die ratschenden Frauen, die eine die Straße kehrend, die andere auf dem Weg zum Einkaufen verharrend, die eine Stunde später, als ich bereits auf dem Rückweg vom Einkauf war, immer noch am selben Fleck, in derselben Haltung dastanden, die eine den Besen, die andere die Tasche in der Hand.

Ja, Provinz das heißt auch noch, daß man sich Zeit nimmt, Zeit, dem Fremden Auskunft zu geben, Zeit ein paar Worte beim Einkauf zu wechseln, selbst am Samstagvormittag in der Stadt. Zeit zum Frühschoppen, zum Werkeln im Garten und am Haus. Zum Friedhofgehen und Gräberpflegen, zum Klatschen am Zaun und zum aufwendigen Bereiten des Sonntagsbratens, sich Zeit nimmt zum Essen und Trinken.

Provinz, das heißt auch, daß man nicht allein bleiben muß, daß sich überall in der Stadt ständig Leute begegnen, die sich kennen, grüßen, miteinander reden. Und daß man doch nahezu alles bekommen kann, was man benötigt und ein wenig mehr. Das macht den Wert einer Stadt in der Provinz aus, kein Kongreßzentrum, Betonzentrum, Zementturm, keine Wohnscheiben, Hochhäuser, vier- und sechspurige Straßen, kein falscher Schein.

Während der warme Maiwind mir um das Gesicht streicht, sinniere ich über das Maß der Provinz. Sinnieren, das ist der angemessene Ausdruck über das gewohnte Denken hier, das Herumstreifenlassen der Gedanken, ohne den Zwang der Termine, ohne den Druck, ein vorzeigbares Ergebnis in einer be-